

Anekdoten aus dem alten Wabern

Autor(en): **W.J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 43

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

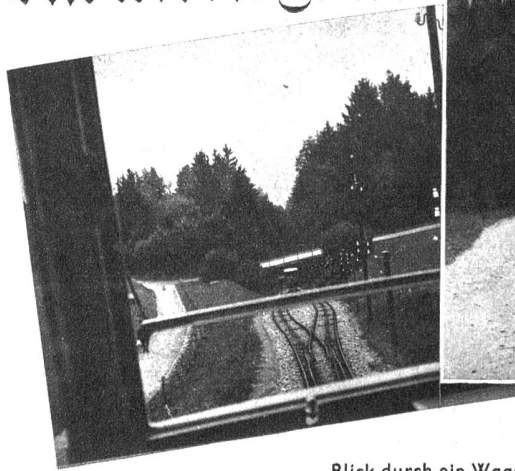
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Anekdoten aus dem alten Wabern

Das alte Wabern, ach, das ist selber längst zur Anekdote geworden, es existiert nur mehr in der Erinnerung. Es ist her — es sind an die vierzig Jahre — ein stilles, heimeliges Dörfli gewesen mit ein paar Bauernhäusern, ein paar Herrenhäusern, einem Wirtshaus und einem Schulhaus und was sonst so zu einem kleinen Dorfwesen gehört, anspruchslos und ohne Geschichte. Das heisst, der Name Wabern kommt wohl in der bernischen Geschichte vor, nämlich als der eines Geschlechts, das der Stadt im 15. Jahrhundert sogar einen Schultheissen gestellt hat. Die ernste Historie berichtet von ihm, dem Petermann von Wabern, dass er unter anderm Gesandter gewesen sei am Grafenhof von Savoyen und bei Karl dem Kühnen, und an der berühmten Tagsatzung in Stans mit Niklaus von der Flüh teilgenommen habe. Und die heitere Historie weiss zu berichten, dass er als bernischer Schultheiss in dem bösen Engerlingjahr 1478 die schändlichen «Würmen, die man nennt Enger,» daraus dann am letzten Kefer werdent, von der Plattform aus feierlich verfluchen und des Landes verweisen half.

Aber nach ihm ist bis auf den Lättfuhrme-Köbu im ausgehenden 19. Jahrhundert kein anderer Waberer mehr zur historischen oder wenigstens anekdotischen Persönlichkeit geworden. Der Lättfuhrme-Köbu war ein Wetterprophet. Wenn er mit seiner Lehmfuhr aus der Brauerei die Dorfstrasse hinunter fuhrwerke, dann fragte, wer ihm begegnete: «Weli isch devorne gsi?», und brummte der Köbu dann: «Di Schwarzi», so wussten die Leute, dass sie heute noch den Regenschirm aufspannen müssten; sagte er aber: «Di Wyssi», dann konnten sie zuversichtlich ohne jenen ihrem Tagwerk nachgehen.

Und das verhielt sich so: hinter der Brauerei durchschneidet ein Sandsteinbruch von ein paar hundert Metern Länge wie eine Schlucht den Abhang des Gurtenens. Zuhinterst befand sich eine Lehmgrube und dicht dabei die Bretterbude, in der der Lättfuhrme-Köbu hauste. Eine gewisse Stelle in diesem Steinbruch, da, wo ein schmaler Durchbruch plötzlich den Blick nach der Stadt öffnet, hiess der «Chehr». Allnächtlich nun, wenn der Köbu aus der Wirtschaft im Dörfli durch den Steinbruch seiner Behausung zuzog, sass dort im Chehr eine Frau; eine weisse, wenn das Wetter gut werden, eine schwarze, wenn es in Regen umschlagen wollte. Das Orakel war untrüglich; die



Blick durch ein Wagenfenster der Gurtenbahn auf das Tracé



Auch das Eichholz, der schöne Strand an der Aare, gehört zur Gemeinde Köniz

alten Waberer schworen auf die Zuverlässigkeit der Voraussagen Lättfuhrme-Köbus, was auf die des Zürcher Laubfroschs, der seine unverbindliche Wettermeinung täglich ein paar Mal durchs Radio quakt, heutzutage keiner mehr tut.

Gesehen hat die beiden Wetterparzen ausser dem Lättfuhrme-Köbu nie einer, aber ihre Existenz war so unzweifelhaft, dass kein Arbeiter der Brauerei je des Nachts am Chehr vorbeigegangen wäre und lieber den Umweg durch das Dörfli und das Chirchgässli unter die Füsse nahm, um heimzu ins Gurtenbühl oder ins Lochgut zu gelangen.

Zwar auch das Chirchgässli (die heutige Kirchstrasse) war nicht ganz geheuer. Da, wo es aus dem Dörfli hinaus auf das freie Feld mündete, da wollen die Leute auch zuweilen um Mitternacht unter den letzten Tannen des Sprengerguts eine kauernde Gestalt gesehen haben, die mit der rechten Hand unablässig über die drei ersten Finger der linken fuhr. Die Erscheinung soll eine ehemalige Wirtin der Dorfwirtschaft gewesen sein, die auf ihrem Sterbebett immerzu die gleichen Worte wiederholt hatte — mein Grossvater stand dabei und hat's selber gehört — die Worte: «Es tuet niene weh, nume hie», und dazu rieb sie unaufhörlich die drei Schwurfinger, mit denen man vor Gott die Wahrheit erhärtet.

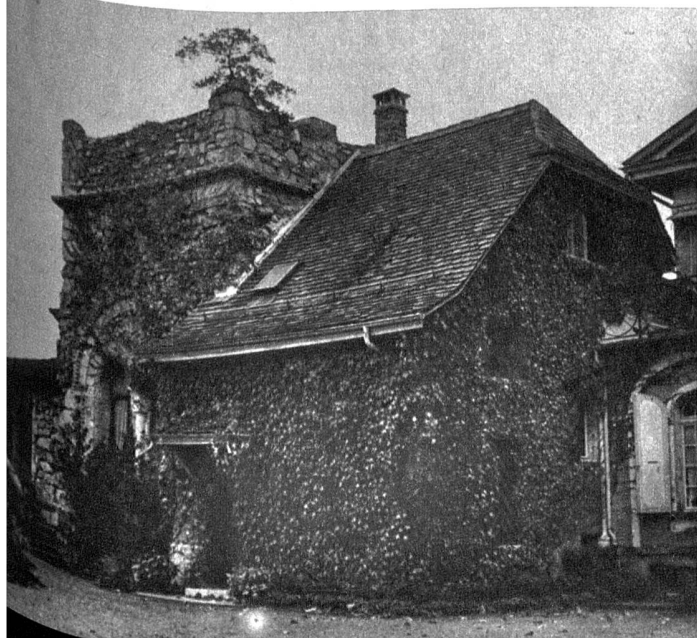
Indes mag diese Meineidige nur allmählich im Bewusstsein der Dorfleute an die Stelle eines älteren Gespenstes getreten sein, das um einer andern, vergessenen Tat willen unter jenen Tannen des Sprengerguts spukte. Denn Sagen und Anekdoten pflegen in der Zeit zu wandern und

auf jüngere Träger überzuwechseln, wie die hübsche Geschichte von der ersten Frau Gosset in Wabern, von der man sich erzählte, dass sie als ganz junges Mädchen von dem damals eben nach Bern übersiedelten Engländer Gosset an der Spitalgasse gesehen worden sei, wie sie auf dem obersten Tritt der Kellertreppe sass, die in das Ankenlädli ihrer Mutter unten im Keller hinabführte. Der junge Engländer habe sich augenblicklich in das bildschöne Ding verliebt, im Keller unten bei der Mutter ohne Umschweif um seine Hand angehalten, das Mädchen in einem Neuburger Pensionat zur vornehmen Dame erziehen lassen und danach in sein eben erworbenes, schönes Gut in Wabern heimgeführt. Und sei dabei glücklicher geworden als der alte Pygmalion, denn seine Frau habe ihm zeitlebens nie den geringsten Anlass gegeben, sie wieder in den Ankenkeller an der Spitalgasse zurückzuwünschen. — Eine wandernde Anekdote, wie gesagt; denn in einem Berner Tagebuch aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts wird diese Geschichte schon von einer früheren Besitzerin des Gossetgutes erzählt, die gute fünfzig Jahre vor der Zeit gelebt hat, in der die alte Frau Gosset ein junges Mädchen gewesen ist.

Aber eine wahre und nicht von anderswoher übertragene Geschichte ist die vom alten Talstationli der Gurtenbahn. Man musste dort den Felsen wegpickeln, um Platz für den Bau zu schaffen. Offenbar stiess man dabei aber auf zu hartes Gestein oder es ging mit dem Pickeln zu mühsam, und so entschloss man sich denn zum Sprengen. Die Felsstücke flogen, als die Schüsse losgingen, in allen Grössen durch die Luft, spickten in der Brauerei eine schwere Steinkugel von einem Brunnenstock herunter, zerschmetterten einen Laubenpfeiler und ein Dutzend Fensterscheiben am benachbarten Schulhaus und legten prompt auch die Mauern des Stationsgebäudes, die schon halb aufgerichtet waren, wieder um. Nun, der Schaden war heilbar, das Stationli wurde trotzdem zur Zeit unter Dach gebracht. Man baute damals noch gemüthlicher und mehr aus dem Handgelenk als heutzutage, setzte nicht immer gleich den Meter oder das Messband an, sondern verliess sich noch ein wenig auf sein gesundes Augenmass — kurz und gut: als man dann den im Freien aufmontierten Wagen in das Stationli hineinfahren lassen wollte, da war das Dach zu niedrig und der Wagen blieb in der Oeffnung stecken!

Man sagt sonst bei Anekdoten: se non e vero... aber das mit dem Gurtenbahnstationli in Wabern ist wirklich wahr.

Dr. W. J.



Das Gossetgut in Wabern in seinem heutigen Zustand